

Stephan Kesper

Seltene Erde

Kriminalroman - Leseprobe

Stephan Kesper - 2024



1

Montag

Grauer Himmel und tief hängende Wolken trübten Hohensteins Gemüt. Fäden weißen Nebels stiegen zwischen den Bäumen in die Höhe, die wie Rauchsäulen kleiner Feuer wirkten. Die Landstraße war feucht und schwarz. Weiße Begrenzungslinien leuchteten auf, sobald ein Auto mit eingeschalteten Scheinwerfern entgegenkam, was nicht oft geschah.

Sie schlängelten sich zwischen den Wäldern und Hügeln des Taunus hinauf. Der alte Opel jaulte unwillig auf, zu wenige PS für die Steigung. Brandtner gab weiter Gas, sie wollte ankommen und der Motor wurde noch lauter.

»Pass nur auf, dass du nicht von der Straße abkommst.«

»Beruhige dich«, sie zeigte auf den Tacho, »ich fahre gerade mal 90.«

Die Bäume kamen näher an den Straßenrand, dämpften das ohnehin schwache Licht. Schwere Tropfen fielen von den Blättern der Kronen und gaben laute Klatsch-Geräusche von sich, als sie auf der Windschutzscheibe zerplatzten. Hohenstein hing seinen Gedanken nach, die er so grau und deprimierend fand wie das herbstliche Wetter, das ihm in die Knochen sickerte. Er vermutete, dass es Brandtner nicht anders erging. Sie hatte nichts gesagt, seit sie Frankfurt verlassen hatten - von der Tachogeschichte abgesehen.

»Wie geht es dem kleinen Milo?«

Sie lachte, »der 'Kleine' ist eins achtzig groß und nimmt uns kaum noch ernst.«

»Wirklich? Ich habe ihn zum letzten Mal gesehen, als er mir gerade bis zur Hüfte ging. Und ich bin nicht groß, wie du vielleicht weißt.«

»Ich weiß, aber das muss schon einige Zeit her sein.«

»Das war in diesem irreheißen Sommer«, das Thema rannte sich tot. Er blickte aus dem Seitenfenster und versuchte, im Wald irgendwelche Einzelheiten zu erkennen.

Einige Minuten später sagt Brandtner: »Das muss es sein.«

Sie durchquerten ein flaches Tal. Die Hänge waren von dichten Wäldern bewachsen. Aus den Bäumen heraus schien ein großes, sehr altes Gebäude über sie hinwegzublicken. Die Sicht war diesig und Schwaden von feinem Nebel lagen über den Wiesen zwischen den Hängen.

Die Mauern des Klosters wurden durch hohe Fenster unterbrochen. Nur vereinzelt erkannte Hohenstein dahinter Licht, die meisten waren dunkel.

Brandtner bog ab und fuhr den Opel durch ein großes Tor in den Innenhof der Abtei. Mehrere Polizeiwagen standen bereits dort. Sie versuchte, den Wagen so abzustellen, dass sie den Notarzwagen, der prominent in der Mitte stand, nicht blockierte. Als Hohenstein ausstieg, bemerkte er die unangenehm feuchte Luft.

Sie grüßten einige Polizisten, die draußen standen. Der Weg wurde ihnen erklärt und sie folgten der Beschreibung, passierten die Säulen eines Kreuzgangs im hinteren Teil des Klosters. Vier Nonnen standen dort beieinander, die sich Tränen aus den Augen wischten und sich flüsternd unterhielten.

Es ging eine Treppe hinauf, und sie folgten einem langen Gang. Weiter hinten sahen sie die Kollegen. Das Zimmer musste zu klein sein für die Anwesenden, denn sie standen davor.

»Seit wann seid Ihr da?«, fragte Hohenstein einen der uniformierten Kollegen vor der Tür.

»Der Anruf kam um ...«, er konsultierte seinen Notizblock, »... sieben Uhr zweiunddreißig. Es hat dann noch eine weitere halbe Stunde gedauert, bis wir hier waren.«

Hohenstein sah auf seine Uhr, 10:59.

»Ist der Tatort gesichert?«, fragte Hohenstein den Verantwortlichen.

»Spurensicherung ist gerade fertig geworden. Wenn Sie wollen, können Sie jetzt rein.«

»Ausgezeichnet.«

Er ließ Brandtner vor und folgte ihr in das muffige Zimmer. Es besaß geschätzt drei Meter hohe Decken. Doch der Raum selbst war schmal. Erdrückend schmal und endete in einer Wand mit einem dieser hohen Fenster, die Hohenstein schon vom Tal aus gesehen hatte. Das Zimmer war penibel sauber. Die Muffigkeit kam vermutlich von den Kollegen der Spurensicherung, die sich hier aufgehalten hatten.

Nach wenigen Minuten ließ man sie alleine: Brandtner, Hohenstein und die Leiche einer schätzungsweise vierzig Jahre alten Frau. Sie trug ein Nachthemd und dicke Unterwäsche, die sich durch den Stoff drückte. Sie lag auf dem Boden vor einem schmalen Bett, einem Einzelbett. Unter ihr der nackte Steinboden. Ein winziger Schreibtisch mit Stuhl, Nachttischchen, ein Spind und ein Holzkreuz an der Wand waren – neben dem Bett – die einzigen Einrichtungsgegenstände. *Spartanisch, wie Nonnen es wohl bevorzugen*, dachte Hohenstein.

»Schwester Miriam«, er las von seinem Block die Notizen ab, »sie hatte ihren bürgerlichen Vornamen beibehalten. Sie war dreiundvierzig Jahre alt und seit guten zwanzig Jahren Teil der Ordensgemeinschaft der Protasierinnen«, das letzte Wort sprach er langsam aus, weil er es Buchstabe für Buchstabe ablesen musste.

Er schaute sich einmal im Zimmer um und ging dann in die Hocke, um das Opfer näher zu betrachten. Ihr Gesicht und die Hände waren gebräunt und zeigten deutliche Übergänge, wo die Haut von der Kleidung geschützt worden war.

»Sie ist vor zwei Monaten aus Südamerika hier her zurückgekommen, nachdem sie fünf Jahre in Ecuador gelebt und Entwicklungshilfe geleistet hatte.«

Er bemerkte einen schmalen, blutigen Streifen am Hals der Frau.

»Erdrosselt?«, fragte er durch die Tür nach draußen. Dömler, ein Kollege aus der Pathologie antwortete: »Kein Zweifel. Ihr Kehlkopf ist eingedrückt und das Zungenbein gebrochen. Ziemlich gewalttätig, weniger hätte auch gereicht. Ob das die Todesursache ist, wird sich natürlich erst später zeigen.«

»Schon klar«, Hohenstein betrachtete abwesend die Gesichtszüge der Frau. Sie erschien ruhig und in keiner Weise verängstigt. Ihre offenen Augen starrten an die Decke, als ob sie dort im Augenblick ihres Todes das Himmelreich erblickt hätte.

Brandtner untersuchte den Spind, es fanden sich nur wenige Sachen. Ein Ordensgewand, Unterwäsche, zwei Strickwesten, Hygieneartikel. Auf dem winzigen Nachttischchen stand eine kleine Lampe. Daneben lag ein Exemplar der Bibel. Hohenstein griff danach, er trug Plastikhandschuhe. Beim Durchblättern fiel ihm auf, dass jemand Passagen markiert und sich

an den Rändern handschriftliche Notizen gemacht hatte. Er legte das Buch in einen Beweismittelbeutel.

»Sieh mal«, Brandtner kniete neben dem Schreibtisch. Sie hielt einen dünnen, zylindrischen Stecker hoch. Das Kabel daran führte zu einem rechteckigen Netzteil, von dem wiederum ein Kabel zur Steckdose neben dem Schreibtisch verlief.

»Für einen Laptop?«

»Sieht so aus. Auf dem Netzteil steht Dell.«

»Ich wusste nicht, dass Nonnen Laptops besitzen.«

»Er muss ihr ja nicht gehört haben, sie bekam ihn möglicherweise gestellt. Für ihre Arbeit zum Beispiel?«

»Wer ist ihre Vorgesetzte, wenn Nonnen so was haben?«, die Frage war wieder nach draußen gerichtet. Ein Mann antwortete, den Hohenstein nicht kannte: »Das ist die Äbtissin, Mutter Agnes.«

Hohenstein drehte sich zu Brandtner um: »Muss ich sie Mutter nennen?«

Sie kicherte leise.

Die beiden Kommissare gingen akribisch die wenigen Dinge durch, die in dem Zimmer zu finden waren. Schließlich betrachte Hohenstein erneut das Opfer. Wer würde eine Nonne töten?

»Können wir jetzt?«, fragte Dömler.

»Ja, ich glaube, wir haben alles. Oder?«, er sah zu Brandtner.

»Ist ja kaum was hier«, antwortete sie und zuckte mit den Schultern.

Als sie rauskamen, sahen sie den Unbekannten: »Wer sind Sie?«

»Wilhelm, ich kümmere mich um die Gebäude.«

»Wie lautet Ihr Nachname?«

»Das ist mein Nachname. Klaus Wilhelm.«

»Sind Sie der Hausmeister?«

»So etwas in der Art. Ich kümmere mich um die groben Dinge und repariere, was kaputt geht.«

»Wann haben Sie Schwester Miriam zum letzten Mal gesehen?«

Er zuckte mit den Schultern, »Gestern?«

»Fragen Sie mich das?«

»Nein vorgestern, sie nahm den Wagen und fuhr weg.«

Das macht man mit Autos im Allgemeinen, dachte Hohenstein. »Haben Sie gesehen, wann sie wieder zurückkam?«

Er schüttelte langsam den Kopf.

»Ok, wenn Ihnen noch etwas einfällt, geben Sie mir bitte Bescheid«, er reichte dem Mann eine Visitenkarte, notierte sich dessen Kontaktdaten und fragte nach der Äbtissin.

Klaus Wilhelm führte die Kommissare durch einige Gänge wieder zurück in den vorderen Teil des Klosters und klopfte nach etlichen Abbiegungen an eine mit Schnitzereien verzierte, von den Jahren fast schwarz gewordene Holztür. Als jemand »Herrein« sagte, öffnete er die Tür, kündigte die Kommissare an und verschwand.

Die Äbtissin war eine gertenschlanke Mittfünfzigerin – soweit das durch ihre Robe erkennbar war - mit wachen, hellbraunen Augen. Ihr Gesicht wurde von einer weißen Haube eingerahmt. Darüber trug sie einen schwarzen Schleier. Sie stand auf, kam um den Schreibtisch herum auf die Kommissare zu und reichte Brandtner als Erste die Hand. Hohenstein erkannte bei den Bewegungen ihrer schwarzen Robe, dass sich darunter mehr Stoff als Körper befand.

»Mutter Agnes, ich bin die Äbtissin.«

Nach der Vorstellung bot sie den Beamten die beiden Stühle an, die auf der Vorderseite des Schreibtischs bereitstanden, und nahm wieder dahinter Platz.

»Mit Mutter wird doch üblicherweise eine Oberin angesprochen, oder täusche ich mich da?«, Brandtner schien verwirrt zu sein und Hohenstein räusperte sich leise, weil ihm die Frage unnötig vorkam.

»Das kommt auf den Orden an, bei uns, den Protasierinnen gibt es im Kloster beides. Eine Oberin, weil der Orden grundsätzlich eine Rangordnung hat und eine Äbtissin, weil das Kloster früher wichtig genug war, um eine Äbtissin zu rechtfertigen. Das ist heute nicht mehr der Fall. Daher bekleide ich beide Ämter in Personalunion und die Anrede mit 'Mutter' ist schlicht die einfachere.«

Brandtner nickte und konzentrierte sich dann auf ihre Notizen.

»Eine furchtbare Tragödie und ein völlig unverständlicher Akt der Gewalt«, die Äbtissin schüttelte den Kopf. »Die Schwesternschaft ist völlig verunsichert. Wer tut so etwas?«

Hohenstein hatte das erwartet, »Mit dieser Frage werden wir immer wieder konfrontiert und ich habe leider keine gute Antwort darauf. Ich kann Ihnen nur sagen, dass Mord und Totschlag eine Absicht bedingen ...«

»Natürlich war das Absicht!«, rief die Äbtissin erregt in Hohensteins Ausführung hinein.

»Dazu möchte ich mich nicht äußern, solange die Todesursache noch nicht offiziell bestätigt wurde.«

»Glauben Sie etwa, dass sich eine Schlinge um Schwester Miriams Hals zufällig gelegt, sie erwürgt hat und dann auf wundersame Weise verschwunden ist?«

»Mutter Agnes, zu diesem Zeitpunkt ist alles Spekulation. Bevor wir nicht belastbare Beweise haben, werden wir auf keinen Fall Schlussfolgerungen ziehen.«

Eine tiefe Furche bildete sich zwischen ihren Augenbrauen. Doch dann atmete sie einmal tief durch und versuchte, sich zu beruhigen.

»Entschuldigen Sie meinen Ausbruch. Das ist neu für mich.«

»Verständlich«, auch Hohenstein atmete durch.

»Wann haben Sie Schwester Miriam zum letzten Mal gesehen?«, fragte Brandtner. Anscheinend, um die Äbtissin abzulenken und das Gespräch zu steuern.

Sie überlegte kurz, »Das war gestern Abend. Wir haben um neun zum letzten Mal zusammen gebetet.«

»Das tun Sie jeden Abend?«

»Ja, unsere Tage sind sehr exakt getaktet, die feste Struktur ist ein fundamentaler Bestandteil unserer Lebensweise.«

»Nach dem Gebet ziehen sich die Schwestern zurück?«

»Die meisten von ihnen. Es gibt jedoch einige, die sich noch um gewisse Dinge kümmern müssen, wie die Rundgänge in der Kapelle, den Arbeitsräumen und der Küche.«

»Weshalb?«, Hohenstein mischte sich wieder ein.

»Nun, es gibt hier sehr viele Kerzen. Wir stellen auf diese Weise sicher, dass keine Brände ausbrechen. In den Arbeitsräumen stehen Maschinen, die kontrolliert werden, ob sie ausgeschaltet sind und nicht unnötig Strom verbrauchen. Dasselbe gilt für die Küche. Es passiert oft, dass vergessen wurde, das Licht auszuschalten. Unsere Schwestern sind in der Mehrzahl im fortgeschrittenen Alter.«

»Schwester Miriam machte da eine Ausnahme?«

»Ja, mit dreiundvierzig war sie eine der Jüngsten.«

»Wie viele Schwestern leben im Kloster?«

»Zwölf.«

Hohenstein hatte seine Augenbrauen für einen Moment nicht unter Kontrolle.

»Nonne zu sein ist in letzter Zeit nicht gerade populär«, erklärte die Äbtissin.

»Das ist ein sehr großes Kloster, soweit ich das Einschätzen kann. Es würde für viel mehr Nonnen ausreichend Platz bieten, oder täusche ich mich da?«

»Sie täuschen sich nicht, in den Sechzigerjahren lebten hier um die hundert Schwestern. Ich glaube, in der Hochzeit sogar an die zweihundert. Aber wir werden immer weniger, weil es keinen Nachwuchs gibt und unsere Gemeinschaft überaltert. Es gib drei über Neunzigjährige unter uns und vier sind in ihren Achtzigern. Wir erreichen bald die Schwelle, ab der wir das Kloster nicht mehr unterhalten können. Genau genommen lohnt sich der Betrieb jetzt schon nicht mehr.«

»Sie gehören dem Protasierinnen-Orden an?«

»Genau.«

»Von dem habe ich noch nie gehört, können Sie mir etwas darüber erzählen?«

»Die Protasierinnen gehen auf den 9. Mailänder Bischof zurück, Protasius von Mailand. Der Orden wurde 1533 in Süditalien gegründet und verbreitete sich über die Schweiz und Frankreich nach Deutschland. Ein großes Standbein war schon seit Mitte des letzten Jahrhunderts die Entwicklungshilfe, speziell in Südamerika. Hinzu kamen mehrere Krankenhäuser, die der Orden in den Neunzehnhundertfünfziger und -sechzigerjahren

betrieb. Eins in Frankfurt, zwei in Süddeutschland, eins in der Nähe von Paris und ich glaube, drei in Italien. Die gibt es nicht mehr, keines von ihnen. Seit den Achtzigerjahren ist der Orden kontinuierlich geschrumpft. Und - so weh es mir tut - mit diesem Konvent wird der deutsche Teil der Ordensgemeinschaft vermutlich aussterben.«

»Entschuldigung, dass ich das Thema so abrupt wechsele«, Brandtner meldete sich zu Wort, »aber bevor ich es vergesse, wollte ich fragen, ob Schwester Miriam einen Laptop besessen hatte? Wir haben ein Netzteil gefunden, das vermutlich zu einem Computer gehört.«

»Sie hatte einen vom Orden gestellt bekommen. Unsere Schwestern verzichten auf jeglichen weltlichen Besitz.«

»Wozu benötigte sie einen Laptop?«, frage Hohenstein.

»Für ihre Arbeit in der Entwicklungshilfe. Sie war für fünf Jahre in Ecuador gewesen. Der Laptop half ihr dabei, mit dem Orden in Verbindung zu bleiben. Das Schreiben von E-Mails und Berichten gehörte dazu.«

»Das hatte man uns erzählt, wann genau kam sie zurück?«

Schwester Agnes lehnte sich vor und blätterte in ihrem Tischkalender.

»Vor gut zwei Monaten, am achtzehnten September.«

»Notieren Sie sich das nur im Kalender?«

Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu, »selbstverständlich nicht, wir führen Personalakten. Aber ich hatte mir notiert wann wir sie vom Flughafen abholen sollten.«

»Hat sich Schwester Miriam in den letzten Tagen irgendwie anders verhalten als sonst?«

»Wie meinen Sie das?«

»War sie nervös oder ist sie durch Tätigkeiten aufgefallen, die unüblich waren?«

Sie überlegte kurz mit dem Blick auf den Tisch gerichtet.

»Sie verschwand immer Mal wieder. Es ist unüblich, dass Nonnen ohne vorher zu fragen, das Konvent verlassen. Bei ihr kam es in den letzten Wochen einige Male vor.«

»Wohin verschwand sie?«

»Das wissen wir nicht. Sie nahm den Wagen und fuhr weg. Zwei bis drei Stunden später kam sie meist zurück.«

»Haben Sie sie gefragt, wohin sie gefahren war?«

»Ich dachte, dass sie es mir erzählen würde, wenn sie dazu bereit wäre. Wir sind hier keine Gefangenen. Auch wenn es üblich ist, um Erlaubnis zu fragen, ist es nicht zwingend vorgeschrieben. Unser Orden ist da etwas flexibler als andere.«

Brandtner kam auf die naheliegende Idee: »Hat der Wagen ein Navigationssystem?«

Die Äbtissin verzog eine Wange zu einem halben Lächeln, »Nein, der Wagen ist sehr alt und wenn der Orden einen Wagen kauft, dann nur mit der absolut notwendigen Mindestausstattung, tut mir leid.«

»Handys, Smartphones oder Sonstiges ist verpönt, schätze ich«, Hohenstein fragte nur der Vollständigkeit halber.

Sie nickte langsam.

»Anderes Thema: Sind fünf Jahre eine übliche Verweildauer?«

»Normalerweise ist der Turnus länger, bis zu zehn Jahren. Die konkrete Länge wird vom Arbeitsaufkommen und der persönlichen Situation der Schwester abhängig gemacht. Im Fall von Schwester Miriam kamen gesundheitliche Probleme dazu.«

»Welcher Art?«

»Sie fühlte sich überarbeitet, wir vermuteten einen Burn-out. Die Belastungen sind teilweise enorm. Die Schwestern interagieren mit der Bevölkerung manchmal sehr viel intensiver als gewünscht.«

»In welchem Sinne?«, fragte Hohenstein.

»Sie bauen emotionale Verbindungen auf, speziell zu Kindern. Aber auch ganzen Familien oder Orten. Je tiefer und intensiver diese Beziehung ist, desto schwieriger wird es für sie, wieder wegzugehen. Doch das ist unausweichlich.«

»Was war ihre hauptsächliche Tätigkeit in Ecuador?«

»Sie lebte in Caluma, einer Stadt südwestlich von Quito. Der Orden betreibt dort ein Ordenshaus und ein kleines Büro, wo die regionale Hilfe organisiert wird.«

»Vermutlich Ausbildung und medizinische Hilfe?«

»Auch, aber Schwester Miriam kümmerte sich in erster Linie um rechtliche Fragen. Im Besonderen half sie Frauen, die sich mit Kleinstunternehmen selbstständig machen wollten, bei der Organisation von Krediten und den Genehmigungen vor Ort.«

»War sie dafür ausgebildet?«

»Sie hat Jura bis zum ersten Staatsexamen studiert. Wie sie mir sagte, fiel sie danach in eine Sinnkrise und legte nie das zweite Staatsexamen ab. Sie war also ausgebildete Juristin.«

»Was hat Schwester Miriam in der Zeit nach ihrer Rückkehr getan?«

»Üblicherweise sind die Wochen nach einem Einsatz von der Wiedereingewöhnung an das Klosterleben geprägt. Die tägliche Routine und Exerzitien sollen in den Vordergrund gerückt werden, während die weltlichen Aspekte der vergangenen Jahre verblassen.«

»Gab es Probleme beim Einleben im Kloster?«, Brandtner schien auf etwas gestoßen zu sein, die Äbtissin stutzte kurz, bevor sie antwortete.

»Es gab ...«, sie überlegte, »... psychische Probleme. Man könnte sagen, dass sie in einem gewissen Sinne traumatisiert zurückgekommen war.«

Sie sah aus dem Fenster zu ihrer linken. Tränen liefen ihr plötzlich über die Wangen: »Sie war ein liebenswerter Mensch. Eine Ordensschwester, wie aus dem Lehrbuch. Stark, voller Tatendrang und gleichzeitig gütig, mitfühlend und fest im Glauben. Was immer dort unten geschehen ist, hat sie innerlich zerbrochen.«

»Wie halfen Sie ihr bei der Bewältigung des Traumas?«

»Ob es wirklich ein Trauma war, wusste ich nicht. Ich vermutete es nur, aufgrund der Änderung in ihrem Wesen, die ich beobachten konnte. Nachdem Gespräche, Hilfsangebote und die Stille des Klosters keine Besserung brachten und ich sehen konnte, dass sie litt, schickte ich sie zu einer psychiatrischen Behandlung.«

»Bei wem?«

Sie hob mit einer Hand einen Stapel Papiere auf ihrem Schreibtisch hoch und las kurz in dem darunter liegenden Schreiben.

»Peter Uhlig«, sie diktierte die Adresse. »Er wird Ihnen keine Informationen geben, da er durch die Schweigepflicht gebunden ist.«

»Es gibt Ausnahmen, da es sicherlich im Interesse von Schwester Miriam ist, den Fall aufzulösen.«

»Wenn ich helfen kann, rufen Sie mich an, ich will auf jeden Fall, dass dieses Schwein gefasst wird«, sie lief rot an, »entschuldigen Sie, das ist mir einfach so rausgerutscht.«

»Keine Sorge, das halten wir aus. Und ich kann Ihnen versichern, dass wir unser Bestes tun, damit dieses S, Punkt, Punkt, Punkt gefasst wird.«

Sie lächelte kurz und wischte sich dann eine letzte Träne von ihrer Wange.

»Ich glaube ...«, Hohenstein sah fragend zu Brandtner, die nur leicht den Kopf schüttelte, »... Wir haben erst mal alles. Wie können wir Sie erreichen?«

Sie reichte ihm eine Visitenkarte von einem kleinen Stapel auf ihrem Schreibtisch, »Als Äbtissin muss ich öfters meine Kontaktdaten herausgeben. Mit Karte ist das einfacher. Missverstehen Sie das bitte nicht als Hybris meinerseits.«

»Ganz sicher nicht«, sie verabschiedeten sich und gingen in den Hof, der sich geleert hatte. Es standen nur noch drei Wagen da, ihr Opel aus dem Dienstwagenpool, ein großer, weißer BMW Kombi, den Hohenstein als einen der Wagen der Spurensicherung erkannte und ein weiterer Kombi. Älter und verbeulter als ihr Opel, schien er nicht zur Polizei zu gehören. Hohenstein vermutete den Wagen, der für Erledigungen des Klosters bereitstand.

Hohenstein sah auf seine Uhr: 13:13.

»Hybris«, sagte Brandtner leise, als sie einstieg.

»In ihrem Fall bedeutet das vermutlich Hochmut.«

Zum grauen Wetter und dem Nebel hatten sich dunkle, tief hängende Regenwolken gesellt. Und sie taten, was Regenwolken sehr gut konnten: Es regnete - nicht zu knapp.

Die Scheibenwischer hatten ihre Mühe, die Windschutzscheibe einigermaßen frei von Tropfen zu halten, und Brandtner fuhr langsamer als vorher die gewundene Landstraße entlang. Hohensteins Magen gab ein jammerndes Geräusch von sich, woraufhin Brandtner laut lachte.

»Es gibt sicher auf dem Weg das eine oder andere Landgasthaus«, sagte sie.

»Prima, Schnitzel und Kohlrouladen.«

»Ich dachte, du magst deftiges Essen?«

»Nicht mehr, seit ich versuche, abzunehmen.«

»Tut mir leid, man sieht noch nichts davon.«

»Ich versuche es ja auch erst seit Kurzem. Habe von meinem Arzt einen Schuss vor den Bug bekommen. Wenn ich mich nicht mehr bewege und gesünder ernähre, würde ich sehr bald einen Herzinfarkt bekommen.«

»Das hatte ich schon länger bei dir vermutet.«

»Danke, herzlichen Dank«, das Thema macht Hohenstein wütend. Brandtner konnte sich ihre Überheblichkeit leisten. Ihr Körper bestand fast nur aus Muskeln. Sie machte ständig Sport und aß dabei kaum etwas. Hohenstein fand das zutiefst unfair.

In einem kleinen Örtchen hielt sie unvermittelt auf einem Parkplatz. Der gehörte zu einer Gaststätte mit dem nicht unüblichen Namen »Zur Post«.

Der Gastraum war relativ dunkel und außer ihnen saß nur noch ein älteres Pärchen an einem Tisch vor dem Kachelofen. Die karierte Tischdecke bestand aus Plastik und auf der Karte fand Hohenstein die erwarteten »Spezialitäten«.

»Ich nehme das Paprikaschnitzel und eine Cola«, sagte er der Kellnerin. Sie trug eine schwarze Bluse, schwarze Hose und eine lange, weiße Schürze vor dem Bauch – wie das in teuren, frankfurter Restaurants üblich war.

»Und ich den großen Salatteller und ein Mineralwasser«, Brandtner ließ keine Gelegenheit aus, es ihm unter die Nase zu reiben.

»Warten Sie!«, er rief die Kellnerin noch einmal zurück. »Ich nehme dasselbe, wie Sie.«

»Einen Salatteller und ein Wasser?«

»Genau«, antwortete er und bereute es schon.

Nach einer Weile brach Brandtner das Schweigen: »Was meinst du, was eine Nonne einem Psychiater erzählen muss?«

Er lächelte kurz, »Keine Ahnung. Aber offensichtlich ist das Leben im 'Außendienst' sehr viel anspruchsvoller als in einem Kloster. Ich weiß ehrlich gesagt nicht viel von Ecuador, außer, dass es in Südamerika liegt, in der Nähe des Äquators.«

»Gibts da viel Drogenkriminalität?«

»Weiß ich nicht. Aber bei den Nachbarländern handelt es sich um Kolumbien und Peru. Die sind für einen Großteil der weltweiten Kokain-Produktion verantwortlich. Das bedeutet viel Geld. Und wo viel Geld ist, sind Waffen und Gewalt nicht fern.«

»Aber damit wird ja wohl eine Nonne nichts zu tun gehabt haben.«

Die Kellnerin stellt zwei Gläser Wasser auf den Tisch. Hohenstein nippte daran und setzte es gleich wieder ab. Sein angewiderter Gesichtsausdruck entging Brandtner.

»Das vermutlich nicht – soweit gebe ich einer Nonne Vorschusslorbeeren. Doch vielleicht hat sie etwas gesehen, was sie nicht sehen sollte?«

Nach dem - für Hohenstein - sehr unbefriedigenden Essen, führen sie weiter in Richtung Frankfurt. Das Wetter hatte sich nicht gebessert: grau in grau. Sein Telefon läutete, eine ihm vertraute Stimme meldete sich: »Hallo Herr Hohenstein, Silvia aus der Kommunikationszentrale hier. Es hat sich eine Frau Qiang bei uns gemeldet. Sie meinte, dass sie

zu den Ermittlungen beitragen könne, bei denen es um die tote Nonne geht.«

»Na so was, jetzt melden sich die Zeugen schon bei uns.«

Sie gab ihm die Telefonnummer durch, zwitscherte eine lebenslustige Verabschiedung durch den Äther und legte auf, bevor Hohenstein noch etwas erwidern konnte.

Er brummte, notierte die letzten Ziffern auf seinen Block, und setzte den Namen Qiang dazu.

»Ist was los?«

»Eine Frau Qiang hat sich in der Telefonzentrale gemeldet – Verzeihung: Kommunikationszentrale, muss ja heute alles aufgewertet werden.«

Brandtner lächelte, während sie den Gang wechselte.

Hohenstein wählte die Nummer und wartete auf das Freizeichen.

»Mal schauen, was sie will.«

Nach einigem Tuten in seinem Ohr meldete sich eine weibliche Stimme.

»Guten Tag, Kommissar Hohenstein von der Kripo Frankfurt. Sie hatten sich bei uns gemeldet.«

»Ja, ...uten ...ag. ... können ... auch ... urzfrist...«

»Es tut mir leid, ich habe sehr schlechten Empfang. Können wir Sie auf einer Festnetznummer erreichen?«, die 0176-Vorwahl deutete auf eine Mobilfunknummer.

»...«, es knisterte kurz, dann konnte er sie plötzlich besser verstehen:

»... PQR-Legal. Unser Büro ist am Schaumainkai ... wenn Sie möchten ...«, dann war die Verbindung weg und Hohenstein legte auf.

»Schaumainkai ... Bestimmt so eine feudale alte Villa.«

»Was ist da?«

»Ich vermute, dass sie uns in ihr Büro eingeladen hat. Die heißen PQR-Legal. Moment ...«, er versuchte, mit seinem Smartphone ins Internet zu kommen, und nach dem Namen der Firma zu suchen. Langsam öffnete sich die Seite und unter »Team« fand er zum Namen Pingyang Qiang das Bild einer wunderhübschen Asiatin. Brandtner gab er die Adresse und ging zurück auf die Startseite, die ein Bild eines modernen Gebäudes dominierte. Eine architektonische Meisterleistung, harmonisch, ungewöhnlich und irgendwie asymmetrisch. Und der Bau fügte sich auf wundersame Weise in die alten Bäume ein, die auf dem Gelände wuchsen. Das konnte nach Hohensteins Meinung auf keinen Fall am Schaumainkai stehen.

Er hatte sich getäuscht. Sie erreichten die Adresse der Anwaltskanzlei nach einer dreiviertel Stunde. Hohenstein sah auf seine Armbanduhr: 15:12.

Das Gelände umgab eine mehr als zwei Meter hohe Betonmauer. Glatt und ohne Lücken ließ sie keine neugierigen Blicke auf das Innere zu. Am Schaumainkai einen Parkplatz zu finden, war ein Ding der Unmöglichkeit, daher fuhr Brandtner direkt zum Tor, das sich anthrazitfarben vom Beton der Mauer abhob. Sie drückte auf eine Klingel, die in Höhe ihres Seitenfensters an einer kleinen Beton-Säule angebracht war und eine weibliche Stimme fragte, ob sie einen Termin hätten. Brandtner antwortete, dass sie von der Kriminalpolizei wären und Frau Qiang sie erwarte, worauf hin die Stimme »einen Moment« sagte und ein Klicken die Verbindung beendete.

Wenig später summte das Tor und schob sich behäbig zur Seite. Es gab den Weg frei zu einem Park mit riesigen, uralten Bäumen, einem kleinen See – vermutlich künstlich angelegt – und weitläufigen Wiesen. In einer Kurve fuhren sie auf das Gebäude zu und Hohenstein erkannte

es als das von der Webseite wieder. Es war sehr viel größer, als es auf den Fotos gewirkt hatte. Hohenstein vermutete, dass es als Wohn- und Geschäftsimmobilie geplant worden war. Er entdeckte im dritten Stock eine große Dachterrasse. Stahlträger, die aus dem Dach des Penthouse kamen, deuteten eine moderne, freischwebende Version einer Pergola an. In den Stockwerken darunter befanden sich große Fensterfronten, die freie Sicht auf den Main haben mussten. Und in den Erdgeschossfenstern konnte er durch das Glas Schreibtische erkennen, an denen Angestellte saßen, auf Bildschirme starrten und auf Tastaturen tippten.

»Ich kann mir nicht einmal im Traum vorstellen, was so ein Gelände mitten in Frankfurt kosten mag und dann noch so ein Prachtbau dazu.«

Brandtner nickte nur in stummem Erstaunen.

Vor dem Gebäude standen diverse schwarze Luxus-Autos. Ein riesiger BMW, ein noch größerer Mercedes und ein Bentley. Etwas abseits, unter Bäumen befand sich ein Parkplatz mit normaleren Autos. Brandtner stellte den klapprigen Opel neben die Karossen am Eingang und kicherte beim Aussteigen.

An der Tür empfing sie ein Supermodel – so schien es zumindest. Eine Frau in der Größe von Brandtner selbst, gekleidet in einen weißen Kaschmir-Pullover, einen dunklen Rock und schwarzglänzende, hochhackige Schuhe. Ihre manikürten Hände hielt sie gefaltet vor dem Körper, sie lächelte freundlich und mit wohlklingender Stimme sagte sie: »Willkommen, bitte folgen Sie mir.«

Das Moderne der Fassade wurde im Innern wieder aufgenommen. Die Eingangshalle war mehrere Stockwerke hoch und diverse Büros öffneten sich zu diesem Raum. Leises Gemurmel der Mitarbeiter, Telefonläuten

und ein sanfter Kaffee-Geruch ergaben zusammen eine geschäftige Kulisse.

Das dunkle Parkett ließ die Schuhe des Fotomodells laut klackern. Hohensteins Deichmann-Schuhe quietschten nur unangenehm. Sie passierten einen makellos eingerichteten Konferenzraum, der durch eine Glasfront abgeschirmt wurde, in dem mehrere Personen um den schwarzglänzenden Tisch herum saßen, auf dem eine unüberschaubare Menge an Papieren lag. Die Männer trugen dunkle Anzüge und die Frauen dunkle Kostüme. Niemand achtete auf die Kommissare.

Am Ende eines Gangs mit moderner Kunst an den Wänden klopfte die Frau an eine Tür und öffnete sie zu einem sehr eindrucksvollen Eckbüro. Zwei Seiten bestanden fast nur aus Glas, hinter dem die Bäume und Büsche des Parks zu erkennen waren. Sie verliehen dem Raum eine fast unwirkliche Ruhe. Das Supermodel lächelte, deutete in den Raum hinein und verabschiedete sich.

Eine Frau asiatischer Physiognomie stand hinter dem Schreibtisch auf. Der Tisch selbst – so vermutete Hohenstein höhnisch – war fast so groß wie seine Küche und kostete vermutlich sein gesamtes Jahresgehalt. Ein aufwendiges Konstrukt aus Metallstreben, schwarzem Glas und verchromten Applikationen.

Pingyang Qiang war kleiner als Hohenstein, endlich mal jemand. Sie kam auf die beiden zu, lächelte und reichte ihnen die Hand zur Begrüßung. Sie trug ein schlichtes, dunkelblaues Kostüm und eine Kette um den Hals, die für Hohenstein so aussah, als bestünde sie aus aneinander gereihten, rosa farbenden Jelly-Beans, vermutlich etwas, das über seiner Gehaltsklasse lag.

»Ich habe leider nicht sehr viel Zeit, wollte aber nicht die Gelegenheit verpassen, Ihnen frühzeitig Bescheid zu geben. Ich habe erst vor wenigen Stunden von Miriams Tod erfahren«, sie sprach fast perfektes Deutsch. An einigen Stellen lediglich betonte sie Vokale anders, nicht notwendigerweise falsch.

»Kannten Sie Schwester Miriam näher?«

Sie führte sie in den linken Teil des Büros, wo eine moderne, eckige Sitzgruppe aus schwarzem Leder stand und deutete mit der Hand darauf.

Nachdem sie saß, begann sie, zu erzählen: »Miriam und ich kannten uns sehr gut. Wir haben zusammen in Gießen Jura studiert und wohnten zufälligerweise in demselben Studentenwohnheim. Wir freundeten uns an und eine Weile lernten wir auch gemeinsam. Nach der Zwischenprüfung spezialisierte ich mich auf Europäisches und internationales Recht. Sie auf Arbeit, Wirtschaft und Soziales. Das war der Moment, wo wir uns etwas aus den Augen verloren. Das erste Staatsexamen legten wir gleichzeitig ab, dann verließ sie die Universität.«

»Sie blieben und machten weiter?«

»Richtig, nach dem zweiten Staatsexamen ging ich dann in die USA. Ich hatte noch einige Stationen in Brüssel, Melbourne und Den Haag, bis ich schließlich hier landete.«

»Sind Sie Partnerin?«

Sie lächelte auf eine Weise, wie das nur Chinesinnen konnten, »PQR-Legal, ich bin das Q.«

»Wer sind P und R?«

»Rene Paller und Martin Reed. Ebenfalls auf internationales Recht spezialisiert.«

»Nichts für ungut, aber was genau macht Ihre Kanzlei? Sie scheinen ja gut im Geschäft zu sein.«

»Wir sind auf Firmen-Merger spezialisiert, auch wenn das nicht das einzige Betätigungsfeld ist. Das wird besonders dann knifflig, wenn die Firmen aus unterschiedlichen Rechts- und Wirtschaftssystemen kommen.«

»Merger?«

»Zusammenschlüsse von Firmen, ob per Akquisition, freundlicher oder auch feindlicher Übernahme. Wir machen aus mehreren Firmen eine. Zumindest was die rechtliche Seite angeht, um die kulturelle Seite muss sich die Firma selbst kümmern.«

»Verstehe«, Hohenstein machte sich Notizen, auch wenn er noch nicht wusste, warum.

»Hatten Sie gewusst, dass Schwester Miriam eine Nonne geworden war?«

»Bis letzten Monat nicht. Sie kontaktierte mich per E-Mail. Wir hatten uns in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren nur in unregelmäßigen Abständen geschrieben und zum Geburtstag oder zu Weihnachten gratuliert. Danach lange nichts, bis sie mir im Oktober in einer Mail schrieb, dass sie ein Problem habe, davon erzählen müsse und sie sonst niemanden wüsste, der sich mit internationalem Recht auskenne. Ich meldete mich bei ihr telefonisch. Dabei tauschten wir dann auch sehr komprimiert unsere Lebensgeschichten aus. Dabei erfuhr ich dann, dass sie sich entschlossen hatte, Nonne zu werden. Sie erzählte etwas von ihrer Arbeit als Entwicklungshelferin, aber keine Details.«

»Könnten Sie uns diese E-Mail weiterleiten?«

»Natürlich.«

»Worum ging es in dem Gespräch noch?«

»Sie wollte nicht am Telefon über die Gründe sprechen, warum sie sich gemeldet hatte. Ich könnte es Ihnen also nicht sagen, selbst wenn ich nicht durch meine Schweigepflicht gebunden wäre. Ich kann nur sagen, dass am Ende ihrer Zeit in Ecuador etwas geschehen war. Wir wollten uns eigentlich heute treffen, um Näheres zu besprechen.«

»Wann wäre sie vorbeigekommen?«

»Wir verabredeten uns für elf Uhr dreißig, es machte mich stutzig, dass sie weder den Termin einhielt, noch absagte.«

»Das wäre ein Freundschaftsdienst gewesen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sonst Ihr Honorar hätte zahlen können.«

»Es war von meiner Seite aus noch völlig unklar, worum es ging, daher haben wir auch noch nicht über Geld gesprochen. Unabhängig davon haben die Partner in der Kanzlei ein gewisses Kontingent, das wir als Leistung für gemeinnützige oder soziale Zwecke ausgeben können. Ohne zu wissen, worum es ging, hätte ich dies ganz sicher auf mein pro-bono-Konto gebucht.«

Ohne anzuklopfen, riss jemand die Tür zum Büro auf und kam herein. Ein Mann Mitte vierzig in dunklem Anzug, perfekt rasiert und frisiert, mit einer auffälligen, bunten Krawatte über dem rosa Hemd, sah die Kommissare entgeistert an.

»Rene, das sind die Kommissare Hohenstein und Brandtner.«

»Kriminalpolizei? Was führt Sie zu uns?«

»Das Verbrechen, was sonst? Herr Paller nehme ich an?«

Der Mann lachte unecht, nickte und schüttelte zuerst Brandtners Hand, dann die von Hohenstein.

»Hat Ihnen niemand einen Kaffee angeboten?«

»Schon gut, wir bleiben nicht lange, und so, wie ich Frau Qiang verstanden habe, hat sie ebenfalls nicht viel Zeit.«

»Gewiss, gewiss. Nun denn, ich wollte nicht stören«, er verabschiedete sich kurz und schloss die Tür so kräftig, dass es hart an der Grenze zum Zuknallen lag.

Hohenstein warf Brandtner einen Blick zu, den sie genau kannte. Er drehte sich zu Qiang um und sah, wie sie unauffällig auf ihre Armbanduhr sah.

»Wir wollen Ihre kostbare Zeit nicht unnötig verschwenden«, er reichte ihr eine Visitenkarte, »sollten Sie noch Informationen haben oder sich an etwas erinnern, das Sie uns noch nicht gesagt haben, können Sie mich jederzeit erreichen. Eine letzte Frage noch, von wem haben Sie erfahren, dass Schwester Miriam tot ist?«

Qiang antwortete nicht sofort, hinter ihrer undurchdringlichen, asiatischen Mine verarbeitete sie offensichtlich diverse Gedanken, bis sie zum Schluss kam, dass sie die Antwort nicht weiter hinauszögern konnte: »Von Herrn Paller.«

Sie verabschiedeten sich und gingen sehr langsam den Weg zurück zum Eingang. Hohenstein ließ seinen Blick schweifen. Die offene Architektur erlaubte es, viele Personen dabei zu beobachten, wie sie sich über Berge von Papieren beugten, leise diskutierten oder auf ihren Computern tippten.

In der Nähe des Eingangs fing sie das Supermodel ab und brachte sie auf direktem Weg hinaus – schneller, als Hohenstein lieb war.

Als sie wieder im Opel saßen, sagte Brandtner: »Hast du gesehen, wie der geschwitzt hat?«

Hohenstein waren die Schweißperlen auf Pallers Gesicht nicht entgangen. Er nickte und brummte zustimmend.

»Seltsamer Laden. Ich habe zwar keine Ahnung davon, aber ich zweifle, dass man mit anständiger Arbeit zu so einem Reichtum kommen kann.«

»Da habe ich noch etwas für dich. Hast du ihre Perlenkette gesehen?«

»Die Plastikdinger? Sahen etwas schäbig aus.«

Sie lachte, »Du Ignorant. Das waren Conch-Perlen, in den Größen kostet eine zwischen zwei- und dreitausend Euro.«

Hohenstein überlegte und versuchte, die Anzahl der in der Kette verarbeiteten Perlen zu schätzen. »Das waren doch mindestens dreißig.«

»Jupp, das macht zwischen sechzig- und neunzigtausend Euro für die Kette.«

Brandtner zuckte mit den Schultern, lachte noch einmal und fuhr los. Das Tor in der Mauer schob sich von selbst zur Seite und sie folgten dem Main eine Weile, bis sie über eine Brücke in die Innenstadt abbiegen konnten, um dann auf der anderen Seite zum Polizeipräsidium zu fahren.

»Ich brauche jetzt erst mal einen starken Kaffee. Du auch?«, fragte Hohenstein.

»Nein, wenn ich jetzt einen trinke, kann ich heute Nacht nicht einschlafen«, sie bog direkt zu ihrem Büro ab.

Als Hohenstein mit der dampfenden Tasse zu seinem Schreibtisch kam, begann er mit einer intensiven Internetrecherche über die Firma PQR-Legal. Auf der Webseite standen einige Referenzkunden. Die Kanzlei war offensichtlich in einige der größten Firmenzusammenschlüsse Deutschlands verwickelt. Ein bekannter Reifenhersteller, der von einer amerikanischen Firma aufgekauft worden war. Sie waren an dem Monsanto-

Deal der Bayer AG beteiligt, in »beratender« Funktion. Sie hatten einige Firmenkäufe für praktisch alle deutschen Automobilhersteller eingefädelt und abgewickelt und waren in nicht näher beschriebener Funktion für die Frankfurter Monacore GmbH & Co. KGaA tätig.

Hohenstein fragte über seinen Bildschirm hinweg: »Hast du schon mal von einer Rechtsform GmbH & Co. KGaA gehört?«

»Nein, nur von Obelix GmbH & Co. KG«, sie prustete leise.

Er grinste und schlug in Wikipedia nach: »Gesellschaft mit beschränkter Haftung & Compagnie Kommanditgesellschaft auf Aktien«, las er vor.

»Was?«

»Hier steht weiter, dass das eine Kommanditgesellschaft auf Aktien ist, deren Komplementär eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung ist.«

»Das hilft mir nicht wirklich weiter.«

»Mir auch nicht, egal.«

Er öffnete die Webseite der Monacore. In verschiedenen Sprachen wurden ihm erklärt, wie die Firma in vielen Ländern der Erde (zum Wohle aller, versteht sich) Rohstoffe familien-, umwelt- und sozialverträglich erschloss und der Allgemeinheit über eine konzerneigene Rohstoffbörse zur Verfügung stellte. Gesundheit, Sicherheit, Umwelt und Menschenrechte seien die Grundpfeiler der Unternehmensphilosophie der Monacore. Die anderen Seiten überflog er nur. Immer wieder tauchte das Wort »Commodities« auf. Das hatte Hohensteins Bankberater auch mal in den Mund genommen im Zusammenhang mit Schweineböcken, Orangensaftkonzentrat, Sojabohnen, Baumwolle und Gold. Er konnte sich aber nicht erinnern, was er ihm damit hatte sagen wollen. Schließlich blieb er an einem Wort hängen, das er beinahe übersehen hätte: Ecuador.

»Verdammt noch mal.«

»Was denn?«

»Die engagieren sich in Ecuador.«

Brandtner stand sofort auf, kam um den Tisch herum und stierte mit Hohenstein zusammen auf dessen Bildschirm. Sie lasen die oberflächlichen Informationen gemeinsam.

»Ist nicht verboten, in Ecuador Rohstoffe zu erschließen«, merkte Brandtner an.

»Sicher nicht, aber wie oft passiert es dir, dass das Wort 'Ecuador' in zwei unterschiedlichen Zusammenhängen an einem Tag auftaucht?«

Sie zuckte mit den Achseln und setzte sich wieder auf ihren Bürostuhl.

Nach einigen Minuten des Schweigens sagte sie plötzlich: »Die sollten wir uns mal näher ansehen.«

»Jupp.«



2

Dienstag

Am nächsten Tag versuchte Hohenstein gleich morgens um halb neun jemanden bei der Monacore ans Telefon zu bekommen. Der Dame in der »Kommunikationszentrale« (die hatten auch eine) erklärte er mit langsam wachsender Ungeduld, dass er von der Kriminalpolizei Frankfurt sei und weder einen Termin noch einen Ansprechpartner hätte. Er wolle nur mit irgendjemand reden, der sich mit dem Ecuador-Geschäft der Firma auskenne. Nachdem er ihr dies drei Mal erklärt hatte, sagte sie: »Moment« und Hohensteins Ohr wurde mit nichtssagender, vermutlich GEMA-freier Musik berieselt. Er wartete einige Minuten, bis die Dame sich noch einmal meldete: »Einen kleinen Augenblick noch«, bevor Hohenstein antworten konnte, war sie wieder weg und die Musik lief weiter.

Fast eine viertel Stunde wartete er, dann meldete sich die Frau erneut, diesmal mit etwas brüchiger Stimme: »Es tut mir leid, ich kann niemanden erreichen. Wenn Sie vielleicht mir den Grund für Ihren Anruf ...«

Hohenstein hatte aufgelegt. Als Brandtner ankam, sollte sie sich gar nicht erst setzen. Hohenstein war wütend genug, um direkt zur Firmenzentrale der Monacore zu fahren.

Sie drehte den Schlüssel in der Zündung des Opels. Der Anlasser wimmerte einige Male, bis der Motor startete.

Es war Hohenstein schon am Morgen aufgefallen, dass es kalt geworden war. Der Dauerregen der letzten Tage hatte aufgehört und der Himmel war verhangen von dichten, grauen Wolken. Die Temperaturen sanken auf wenige Grade über null.

Mitte November – nur noch etwas mehr als einen Monat bis Weihnachten und er hatte nicht den geringsten Schimmer, was er seinen Kindern schenken sollte.

»Hast du schon ein Geschenk für Milo?«

»Weihnachten?«

Hohenstein brummte zustimmend.

»Schon lange. Haben wir im Sommer online bestellt.«

Wie er diese Streber hasste.

»Und was ist es?«, fragte er beiläufig.

»Willst du unsere Idee klauen?«

Finstere Gedanken verdichteten sich in seinem Gemüt.

»Einen 3D-Drucker«, sagte sie schließlich. »War im Sommer gerade im Angebot, da haben wir zugeschlagen. Milo ist ein totaler Computer Nerd geworden. Ich hoffe, dass er damit zumindest ein wenig mit seinen Händen arbeitet.«

»Was macht man damit?«

»3D drucken?«, fragte sie verwirrt.

»Hm, nichts für Kevin.«

»Wofür interessiert er sich?«

»Ich weiß nicht. Ich habe manchmal das Gefühl, dass er sich lieber die Lippen abschneiden würde, als mir etwas von seinen Interessen zu erzählen.«

»Wie sieht es mit Irina aus?«

»Sie erzählt mir von ihren Interessen, aber aus denen kann man keine Weihnachtsgeschenke ableiten.«

Brandtner lachte, »Was soll das denn heißen?«

»Sie spricht von Bands, die ich nicht kenne, von Festivals, die ich nicht kenne, von ihren Freunden, die ich nicht kenne. Und davon, mit einer Truppe von Menschen, die ich ebenfalls nicht kenne und sollte ich sie kennen, ihr es niemals erlauben würde, in Südfrankreich für drei Monate verschollen zu gehen. Campen oder so was in der Art.«

Sie überlegte kurz, »Dann schenke ihr einen Schlafsack.«

»Gibt es welche, die jungen Männern Stromschläge erteilen, wenn sie sich nähern?«

Nun lachte Brandtner ausgiebig. »Wie alt ist sie jetzt?«

»Zwanzig.«

»Sie ist volljährig! Du hast keinen Einfluss mehr auf sie. Das Einzige, was du tun kannst, ist ihr ein guter Freund zu sein, wenn sie Liebeskummer hat, oder ihr Ratschläge zu geben, wenn sie nicht weiß, was sie mit ihrem Leben anfangen soll. Aber niemals den Lehrmeister raushängen lassen, das mögen wir Mädchen nicht.«

»Ich weiß«, sagte er nachdenklich. »Wo ist nur die Zeit geblieben? Neulich saß sie noch auf meinem Schoß und erzählte mir von einem Schwamm.«

»Sponge-Bob«, klärte Brandtner auf. Hohenstein blickte aus dem Fenster, um auf andere Gedanken zu kommen.

Die Einfahrt war verrammelt, als gehöre das Gelände zum Bundesnachrichtendienst. Ein Sicherheitsmann kam zu Brandtner ans Fenster. Hohenstein sah durch die Scheibe noch das Firmenemblem auf seiner

Jacke, ein stilisierter, geflügelter Helm und darunter der Name: »Tyr-Security.«

»Haben Sie einen Termin?«, fragte er, Brandtner schüttelte den Kopf und zeigte ihm stattdessen ihren Dienstausweis. Der Mann zeigte keinerlei Reaktion.

»Zu wem möchten Sie denn?«

»Das wissen wir nicht.«

»Dann kann ich Sie nicht reinlassen.«

Hohenstein platzte der Kragen, was auch mit seinen Kindern zu tun hatte und nicht nur mit der Firma, er zeigte ebenfalls seinen Dienstausweis und erhob die Stimme: »Wir sind von der Frankfurter Kriminalpolizei und Sie werden uns jetzt reinlassen, oder ich verspreche Ihnen, wir kommen mit Durchsuchungsbefehl und einer Truppe GSG 9 Beamter zurück.«

Der Mann ging wortlos in seinen Verschlag zurück und telefonierte. Nach dem kurzen Gespräch setzte er sich hin und schien Zeitung zu lesen. Hohenstein wollte gerade wutentbrannt aus dem Wagen aussteigen, als ein junger Mann erschien. Er sprach kurz mit dem Securitytypen und drehte sich dann zum Wagen um. Brandtner und Hohenstein stiegen aus und waren unmittelbar einem Wortschwall ausgesetzt, dessen Inhalt sie kaum erfassen konnten, aufgrund der vielen komplizierten, juristischen Floskeln.

Hohenstein unterbrach ihn barsch: »Wer sind Sie eigentlich?«

Der junge Mann war etwas verwirrt, antwortete dann aber: »Markus Stein.«

»Und in welcher Funktion verwehren Sie uns den Einlass?«

»Ich bin Justiziar bei der Monacore GmbH. Ich muss Sie auffordern, das Firmengelände zu verlassen. Wenn Sie keinen Durchsuchungsbefehl

haben, werden Sie nicht durch dieses Tor kommen. Bitte machen Sie einen Termin mit unserer Kommunikationsabteilung.«

»Ich will mit jemandem aus der Geschäftsführung sprechen.«

Stein stieß ein kurzes, verzweifelteres Lachen aus, »das ist vollkommen unmöglich.«

»Das werden wir noch sehen.«

Hohenstein stieg wieder in den Wagen. Brandtner hatte schon zuvor den Motor gestartet, ihr lagen solche Machtspielchen nicht, vor allem dann nicht, wenn sie nicht hundertprozentig sicher war, dass sie sie gewinnen würde.

»Was sollte das denn?«

»Die regen mich langsam auf mit ihren hohen Zäunen, dem Sicherheitspersonal und den riesigen Vermögen. Wer trägt denn eine Perlenkette im Wert eines 7er BMWs um den Hals? Zur Arbeit!«

»Nicht jeder trägt Schuhe im Wert von neunundzwanzig neunzig.«

»Die waren im Angebot!«

Es dauerte wenige Sekunden, aber dann lachten beide herzlich los.

Eine halbe Stunde später erreichten sie das Polizeipräsidium. Gleich am Eingang rief Borell – Leiter der Mordkommission – die beiden Ermittler zu sich ins Büro.

»Sie werden nicht glauben, was für einen Anruf ich gerade bekommen habe. Der Polizeipräsident persönlich – ich glaube, er kennt noch nicht einmal meinen Namen – klingelte durch, ließ eine Scheiße-Kaskade epischen Ausmaßes über mich herabregnen und befahl mir, sie beide von der Ermittlung im Fall der toten Nonne abzuziehen.«

Hohenstein kannte seinen Vorgesetzten und seine Hass-Meetings, er bereitete sich darauf vor, die Scheiße-Kaskade selbst abzubekommen,

die vorher auf Borell niedergegangen war. Doch dann geschah etwas Unerwartetes, Borell blieb ganz ruhig: »In welches Wespennest haben Sie hineingestochen?«

Brandtner und Hohenstein gaben ihm ausführlich Auskunft über die wenigen Dinge, die sie bisher herausgefunden hatten, inklusive der hochspekulativen Idee, dass Monacore etwas mit der Sache zu tun haben könnte, aufgrund der Tatsache, dass das Wort »Ecuador« auf deren Webseite auftauchte. Ein mehr als windiger Hinweis, der die Reaktion der Firma mehr als übertrieben erscheinen ließ.

Danach lehnte sich Borell in seinen Chef-Sessel zurück, drehte sich etwas und sah eine Weile aus dem Fenster.

»Wie teuer war der Laptop?«

»Bitte?«, fragte Hohenstein, der den Zusammenhang nicht nachvollziehen konnte.

»War das ein teurer Laptop? Wäre es denkbar, dass er so wertvoll war, dass jemand dafür einen Mord beginge?«

»Ich weiß es nicht, kann es mir aber nicht vorstellen. Die Protasierinnen sind kein reicher Orden. Der Laptop wird ein Einfacher von der Stange gewesen sein, keine Extras. Vielleicht vier-, fünfhundert Euro.«

»So schätze ich das auch ein. Was bedeutet, dass es sich nicht um einen Raubmord handelt. Da steckt mehr dahinter.«

Die beiden Kommissare nickten zustimmend.

»Irgendjemand fühlt sich auf die Zehen getreten und verpetzt uns bei seinem Freund, dem Polizeipräsidenten. Und ich lasse mir ungern Befehle durchs Telefon ins Ohr blasen, vor allem nicht in dem Ton, den er verwendet hat.«

Hohenstein musste schmunzeln, da er diesen »Ton« von Borell selbst kannte und diverse Male in einem solchen angebrüllt worden war.

»Wir sollen weiter machen?«, fragte Brandtner vorsichtig.

»Aber so was von ...«

Damit waren sie entlassen.

Auf Hohensteins Schreibtisch fand er Dömlers Bericht. Er blätterte ihn durch bis zur Zusammenfassung und las laut vor: »Die Todesursache war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Sauerstoffmangel im Gehirn aufgrund der Erdrosselung. Brüche des Zungenbeins und des eingedrückten Kehlkopfs betätigen dies. Eine dünne Schürfwunde am Hals deutet auf ein sehr dünnes Seil, vermutlich sogar ein Stahlseil als Tatwaffe hin. Toxikologie ohne Befund. Schambereich intakt und ohne weiteren Befund. Einige kleinere Abschürfungen an Ellbogen und Unterarmen. Teilweise verschorft, sodass diese vermutlich bereits vorher zugezogen wurden und keine Relevanz haben. Todeszeitpunkt liegt nach gängiger Methodik zwischen einundzwanzig Uhr abends und Mitternacht.«

Hohenstein schloss die Mappe, warf sie auf den Tisch und sah zu seiner Kollegin herüber.

»Wenn es Mord war, geschah er vermutlich geplant und nicht aus der Situation heraus«, kommentierte Brandtner.

»Sehe ich genau so. Wir sollten noch mal ins Kloster, vielleicht haben wir etwas übersehen. Ich möchte auch noch mal mit dem Wilhelm Klaus oder Klaus Wilhelm reden.«

»Er ist vorbestraft«, Brandtner platzte damit einfach so heraus.

»Hmm?«

»Habe ich eben erst herausgefunden. Sexuelle Belästigung in zwei Fällen. Er hat sich an einer Siebzehnjährigen und zwei Jahre später an einer Sechzehnjährigen vergangen. Das war vor fünf Jahren und er hat drei Jahre eingesessen.«

»Na dann erst recht«, sagte Hohenstein und griff nach seinem Mantel.

Mit dem wimmernden Opel legten sie dieselbe Strecke wie am Vortag zurück. Auf den wenigen Wiesen zwischen den Wäldern erkannte Hohenstein Raureif, der sich über Nacht gebildet haben musste. Seine Füße waren kalt und die Heizung im Wagen schaffte es nicht richtig, gegen den Frost draußen anzukämpfen.

»Ist das OK, wenn du immer fährst? Ich habe auch einen Führerschein.«

»Alles in Ordnung. Ich sitze ungern einfach nur im Wagen, ohne etwas zu tun.«

»Ich habe nicht nichts zu tun, ich schicke meine Gedanken auf die Reise, um den Fall zu lösen.«

»Du hast eben geschnarcht.«

Damit war das Gespräch beendet, auch wenn beide schmunzelten.

Das Kloster sah bei Frost noch bedrohlicher aus als am Vortag. Als sie in den Innenhof einbogen, fanden sie nur den seltsamen alten Kombi des Klosters vor. Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um einen Ford Focus Turnier, der an mehreren Stellen rostete. Ein Diesel-Modell, das mindestens zehn oder fünfzehn Jahre alt war und das, bei vorsichtigem Hineinspähen in den Innenraum, in der Tat, wie die Äbtissin gesagt hatte, nur das absolut notwendige Minimum an Innenausstattung besaß, damit man damit fahren konnte. Das Radio war ein flaches Ding mit zwei dicken, schwarzen Knöpfen. Einer für die Lautstärke und der andere zur

mechanischen Senderwahl. Die Polster und der Boden waren allerdings penibel sauber.

»Kann ich Ihnen helfen?«, Hohenstein erkannte die Stimme.

Wilhelm kam gerade aus einem Seitengang in den Innenhof und trug mehrere Gartengeräte sowie einen Eimer.

»Zu Ihnen möchten wir«, Hohenstein kam um den Wagen herum und ging auf Wilhelm zu. Er musste vorsichtig gehen, auf dem Boden war eine Pfütze gefroren und Hohenstein wäre beinahe darauf ausgerutscht. Der Mann stellte die Geräte und den Eimer auf den Boden und sah die Kommissare ruhig an.

»Sie wollen mich nach meiner Vorstrafe befragen?«

»Das war nur eine Frage der Zeit, bis wir darauf kommen, nicht wahr? Können wir uns irgendwo in Ruhe unterhalten?«

Wilhelm nickte, nahm die Gerätschaften wieder auf und führte sie in einen schlichten Seitentrakt des Klosters. Ein Bereich, der anscheinend jenen »gröberen« Arbeiten vorbehalten war, von denen der Mann gesprochen hatte. Dort besaß Wilhelm ein Zimmer, in dem ein Tisch mit vier Stühlen, ein altes Sofa und ein Sessel standen. In Blickrichtung des Sessels befand sich noch ein kleines Gestell mit einem billig aussehenden Flachbildfernseher, höchstens 45 Zentimeter im Durchmesser. Hinter dem Tisch, der beladen war mit Zeug, das so aussah, als wartete es auf eine Reparatur, befand sich eine schmale Küchenzeile billigster Machart, schmutzig zudem.

»Kaffee?«, fragte Wilhelm und deutete auf ein Glas mit Instant-Pulver.

»Nein, danke. Wohnen Sie hier?«

»Ja.«

»Ist seltsam, dass ein Mann in einem Frauenkloster wohnt, oder? Vor allem mit Ihrer Vergangenheit.«

»Die Äbtissin wollte mir eine zweite Chance geben. Jeder hat eine Zweite verdient, sagte sie.«

»Das katapultiert Sie aber ans obere Ende unserer Liste der Verdächtigen.«

Brandtner warf Hohenstein einen abfälligen Blick zu, sie hatten noch keine Verdächtigenliste. Achtete aber natürlich darauf, dass Wilhelm das nicht sehen konnte.

»Ich hab nichts getan.«

»Wo waren Sie vorgestern zwischen neun Uhr abends und Mitternacht?«, fragte Brandtner.

»Hier.«

»Kann das jemand bestätigen?«

»Nein, um kurz nach acht macht das Kloster die Türen zu.«

»Mit Ihnen drin?«

»Nein, dieser Trakt hier ist außen. Es gibt eine dicke Holztür, die noch vor dem Abendgebet abgeschlossen wird. Ich könnte nicht hinein, ohne die Tür aufzubrechen. Das wäre ziemlich laut.«

Der Mann fühlte sich offensichtlich angegriffen. Er wankte etwas unentschlossen hin und her, bevor er einen Wasserkocher füllte und anschaltete. Er nahm eine der schmutzigen Tassen, leerte den Rest des Inhalts in die Spüle aus und gab zwei Löffel Instantkaffee hinein.

»Sie wissen, weswegen ich vorbestraft bin?«, es war weniger eine Frage als eine Feststellung.

»Natürlich«, antwortete Brandtner.

Er überlegte eine Weile, dabei lehnte er sich mit beiden Fäusten auf den Tisch und hielt den Kopf gesenkt.

»Erwachsene Frauen sind nicht mein Ding«, Hohenstein bemerkte wie Brandtner vor Wut zuckte, nachdem der Mann diese Bemerkung fast beiläufig gemacht hatte. Er versuchte, seine Partnerin zu beruhigen, und berührte sie kurz an der Hand. Wilhelm stand noch mit gesenktem Kopf am Tisch und hatte sich nicht gerührt.

»Warte draußen«, flüsterte er ihr zu, doch sie schüttelte den Kopf und sah ihn mit Blitzen in den Augen an. Wilhelm hatte das nicht hören können, der Wasserkocher machte einen ziemlichen Krach. Als das Wasser kochte, klickte er und Wilhelm bewegte sich. Er schüttete die Tasse voll mit heißem Wasser und rührte mit einem Löffel bedächtig um. Der Mann war viel zu ruhig, schien es Hohenstein.

Wilhelm hob die Tasse an den Mund, blies hinein und trank einen Schluck. Über den Rand hinweg fixierte er Brandtner. Sie stierten sich gegenseitig in die Augen. Hohenstein wollte schon dazwischen gehen, doch Wilhelm agierte zuerst. Er schleuderte seine Tasse durchs Zimmer, warf den Tisch um, sodass die Kommissare zur Seite springen mussten, und stürmte auf die Tür zu. Völlig perplex drehte sich Hohenstein zu Brandtner um, die bereits dem Flüchtigen hinterherjagte. Er folgte den beiden, so gut er konnte. Als er auf den Hof kam, sah er, wie Wilhelm auf der gegenüberliegenden Seite auf dem Eis der Pfütze ausrutschte und Kopf voran gegen den Ford knallte. Benommen blieb er liegen. Das reichte Brandtner, um ihm Handschellen anzulegen.

»Also gut«, er ging auf den Mann zu, »ich verhafte Sie vorläufig im Zusammenhang mit dem Mord an Schwester Miriam.«

Brandtner half Wilhelm, aufzustehen. Seine Körpergröße war beeindruckend, er überragte Brandtner noch um einen halben Kopf.

Sie schob ihn zum Opel und setzte ihn auf die Rückbank. Bevor die Nonnen etwas davon mitbekommen konnten, fuhren sie bereits die Landstraße in Richtung Frankfurt entlang.

Im Präsidium setzten sie ihn in einen Verhörraum und gaben Borell Bescheid, dass sie Klaus Wilhelm verhaftet hätten. Sie besprachen gerade die Taktik, als der Polizeipräsident in Begleitung von Rene Paller ins Büro platze. Hohenstein und Brandtner wurden hinausgeschickt und Borell musste sich den beiden alleine stellen.

Es wurde eine gute halbe Stunde verhandelt, bis schließlich Wilhelm von anderen Kollegen aus dem Verhörraum entlassen und zu Paller gebracht wurde. Beide verließen das Gebäude. Wenig später ging auch der Polizeipräsident und warf Hohenstein einen finsternen Blick zu.

»Gegen wen arbeiten wir hier eigentlich?«, fragte er Brandtner. Sie zuckte mit den Schultern, schnappte sich ihre Umhängetasche und ging nach Hause. Hohenstein sah auf seine Uhr, 18:33. Er wollte noch etwas tun, aber er fühlte sich zu frustriert, um zu arbeiten. Er ging ebenfalls. Im Vorbeigehen traf er noch auf Borell, der die Augenbrauen hob und mit den Schultern zuckte.

Hohenstein schlenderte langsam nach Hause. Doch auf dem Weg besann er es sich anders und nahm eine Seitenstraße, die in die Nähe der Deutschen Nationalbibliothek führte. Wenige Minuten später betrat er die »Biblio-Theke«, eine Cocktailbar mit viel rotem Samt, schummrigen Lichtern und leiser Jazz-Musik. Am hinteren Ende der Bar stand ein Hocker so, dass Hohenstein den Eingang und die Gäste an der Bar beobachten konnte, sein Lieblingsplatz. Er war allerdings der einzige Gast, kurz nach

sieben Uhr abends war nicht gerade die Rushhour und die Bar hatte erst vor einigen Minuten aufgemacht. Das Lied »Chan-Chan« des Buena Vista Social Club summt leise aus den versteckten Lautsprechern.

»Igor, lange nicht gesehen«, Fabienne die Barfrau, eine freundlich dreinblickende Dame über sechzig, mit einer unzählbaren, grauen Haar-mähne legte einen Untersetzer vor Hohenstein auf das Holz und sah tiefenentspannt aus.

»Man kommt ja zu nichts, das Übliche bitte.«

»Kommt sofort.«

Mit gekonnten Bewegungen mixte Fabienne verschiedene Dinge in einem Shaker zusammen und goss das Ergebnis in ein kleines Glas.

»Wusstest du eigentlich, dass Theke ein griechisches Wort ist? Die Endsilbe von Bibliothek hat denselben Stamm.«

Fabienne zuckte mit den Schultern, »Was willst du mir damit sagen?«

»Dass der Name deiner Bar nicht so clever konstruiert ist, wie du vielleicht denkst«, er grinste dabei.

Fabienne stellte das Glas mit der bräunlichen Flüssigkeit auf den Untersetzer, ließ ein Stück Limonenschale hineingleiten und antwortete: »Sag mir lieber, wie der hier konstruiert ist. Namen kann man nicht trinken.«

Hohenstein nahm den ersten Schluck und nickte.

»Fantastisch. Ohne Witz, ich habe schon viele Negronis getrunken, aber deiner ist unübertroffen.«

Fabienne verbeugte sich und begann, mit einem Handtuch Gläser zu polieren, bevor sie diese im Regal hinter der Bar aufreichte.

»Harter Tag?«, fragte Fabienne, ohne von den Gläsern aufzusehen.

»Weniger hart als seltsam.«

»Inwiefern?«, Fabiennes Stimme war von Alkohol und Rauch tief und sanft geworden.

Hohenstein fuhr sich durch die Haare und versuchte, Worte zu finden, die erklären könnten, was vorgefallen war, ohne Ermittlungsgeheimnisse zu verraten. Dazu musste er allerdings erst mal selbst verstehen, was geschehen war.

»Weißt du, was Conch-Perlen sind?«

»Sollte ich?«

»Wusste ich bis gestern auch nicht. Habe es im Internet nachlesen müssen. Die werden von bestimmten Schnecken gebildet. Aber nur jede zehntausendste Conch-Schnecke bildet eine Perle aus. Und nicht jede davon ist gut genug, um sie als Schmuckperle zu verwenden. Das macht sie unglaublich selten und wertvoll.«

»Aha«, Fabienne war eher verwirrt als interessiert und konzentrierte sich weiter auf das Glas, das sie gerade bearbeitete.

»Ich habe gestern eine Frau getroffen, die eine Kette aus diesen Perlen trug – im Büro, bei der Arbeit.«

Fabienne hielt einen Augenblick inne und sah Hohenstein an.

»Wir haben geschätzt, dass dreißig dieser Perlen verarbeitet waren.«

»Was kostet so was?«

»Geschätzt zwischen sechzig- und neunzigtausend Euro.«

Die Barfrau zog die Mundwinkel nach unten, »Nicht schlecht. War sie Anwältin?«

»Woher weißt du?«

»Nur Anwälte gehen mit ihrem Geld so schluderig um. Ich habe mal die Cocktailtheke bei einer Firmenfeier geschmissen. War eine dieser

riesigen, internationalen Kanzleien, Geld ohne Ende«, sie unterstrich das mit einer Geste ihrer Hand.

»Einer von den Typen kommt zu mir und bestellt einen Cocktail. Ich mixe und plötzlich fällt mir der Deckel des Shakers ab und das Zeug spritzt ihm komplett über den Anzug.«

»Ach herrje.«

»Ich versuche, mit einem Handtuch das Schlimmste abzuwenden, und sage, dass ich ihm natürlich den Anzug ersetze.«

»Sicher nicht billig.«

»Da lacht der nur, zog das Jackett aus und meinte, dass ich mir das nicht leisten könnte. Der Anzug sei von einem Londoner Herrenausstatter maßgeschneidert für sechshunderttausend Euro.«

»Für einen Anzug?«, fragte Hohenstein entgeistert.

»Irgend so eine völlig absurde Geschichte. Die Seide wird von irgendwelchen Raupen gewonnen, die total selten sind. Müssen von Kindern in Todesverachtung mit blutenden Händen im Himalaja gesammelt und mit Robbenbabys erschlagen werden.«

»Irre.«

»Na ja, auf jeden Fall hat er mir den Anzug nicht in Rechnung gestellt. Und weißt du, was wirklich absurd daran war?«

Hohenstein schüttelte langsam den Kopf.

»Ich glaube, mir sagen zu können, dass ich mir es nicht leisten könnte, den Anzug zu ersetzen, war für ihn wichtiger gewesen als das Geld, das ich ihn gekostet hatte. Noch einen?«

Hohenstein nickte und kippte den Rest des Negronis herunter.

»Das sind seltsame Typen. Halt dich von denen fern, wenn du kannst. Geld korrumpiert. Und für Anwälte gilt das aus irgendeinem Grund doppelt und dreifach.«